

Kocka, Jürgen

Book Review — Digitized Version

[Rezension] Eine Bilanz der deutschen Wirtschafts- und Sozialgeschichte?: Hermann Aubin, Wolfgang Zorn (Hrsg.): Handbuch der deutschen Wirtschafts- und Sozialgeschichte. 2 Bde. Stuttgart: Klett, 1971-1976

Neue politische Literatur: Berichte über das internationale Schrifttum

Provided in Cooperation with:

WZB Berlin Social Science Center

Suggested Citation: Kocka, Jürgen (1979) : [Rezension] Eine Bilanz der deutschen Wirtschafts- und Sozialgeschichte?: Hermann Aubin, Wolfgang Zorn (Hrsg.): Handbuch der deutschen Wirtschafts- und Sozialgeschichte. 2 Bde. Stuttgart: Klett, 1971-1976, Neue politische Literatur: Berichte über das internationale Schrifttum, ISSN 0028-3320, Europäische Verlagsanstalt, Frankfurt a. M., Vol. 24, Iss. 1, pp. 24-36

This Version is available at:

<https://hdl.handle.net/10419/112390>

Standard-Nutzungsbedingungen:

Die Dokumente auf EconStor dürfen zu eigenen wissenschaftlichen Zwecken und zum Privatgebrauch gespeichert und kopiert werden.

Sie dürfen die Dokumente nicht für öffentliche oder kommerzielle Zwecke vervielfältigen, öffentlich ausstellen, öffentlich zugänglich machen, vertreiben oder anderweitig nutzen.

Sofern die Verfasser die Dokumente unter Open-Content-Lizenzen (insbesondere CC-Lizenzen) zur Verfügung gestellt haben sollten, gelten abweichend von diesen Nutzungsbedingungen die in der dort genannten Lizenz gewährten Nutzungsrechte.

Terms of use:

Documents in EconStor may be saved and copied for your personal and scholarly purposes.

You are not to copy documents for public or commercial purposes, to exhibit the documents publicly, to make them publicly available on the internet, or to distribute or otherwise use the documents in public.

If the documents have been made available under an Open Content Licence (especially Creative Commons Licences), you may exercise further usage rights as specified in the indicated licence.



WZB-Open Access Digitalisate

WZB-Open Access digital copies

Das nachfolgende Dokument wurde zum Zweck der kostenfreien Onlinebereitstellung digitalisiert am Wissenschaftszentrum Berlin für Sozialforschung gGmbH (WZB).

Das WZB verfügt über die entsprechenden Nutzungsrechte. Sollten Sie sich durch die Onlineveröffentlichung des Dokuments wider Erwarten dennoch in Ihren Rechten verletzt sehen, kontaktieren Sie bitte das WZB postalisch oder per E-Mail:

Wissenschaftszentrum Berlin für Sozialforschung gGmbH

Bibliothek und wissenschaftliche Information

Reichpietschufer 50

D-10785 Berlin

E-Mail: bibliothek@wzb.eu

The following document was digitized at the Berlin Social Science Center (WZB) in order to make it publicly available online.

The WZB has the corresponding rights of use. If, against all possibility, you consider your rights to be violated by the online publication of this document, please contact the WZB by sending a letter or an e-mail to:

Berlin Social Science Center (WZB)

Library and Scientific Information

Reichpietschufer 50

D-10785 Berlin

e-mail: bibliothek@wzb.eu

Digitalisierung und Bereitstellung dieser Publikation erfolgten im Rahmen des Retrodigitalisierungsprojektes **OA 1000+**. Weitere Informationen zum Projekt und eine Liste der ca. 1 500 digitalisierten Texte sind unter <http://www.wzb.eu/de/bibliothek/serviceangebote/open-access/oa-1000> verfügbar.

This text was digitizing and published online as part of the digitizing-project **OA 1000+**.

More about the project as well as a list of all the digitized documents (ca. 1 500) can be found at <http://www.wzb.eu/en/library/services/open-access/oa-1000>.

Eine Bilanz der deutschen Wirtschafts- und Sozialgeschichte?

Jürgen Kocka

Eine „Zwischenbilanz des gesicherten Wissens“ soll das „erste große Gemeinschaftswerk über die ganze deutsche Wirtschafts- und Sozialgeschichte von der Vorzeit bis zur Gegenwart“ laut Klappentext sein.¹ Wie geht dieses umfangreiche Handbuch an diese schwierige Aufgabe heran? Mit welchem Erfolg löst es sie? Gibt es den Stand der wirtschafts- und sozialgeschichtlichen Forschung repräsentativ wieder? Wenn ja, was für Schlüsse lassen sich aus ihm über den Zustand der Wirtschafts- und Sozialgeschichte in der Bundesrepublik ziehen?

Bd. I ist strikt chronologisch gegliedert: Vor- und Frühzeit; Römerzeit; 500 bis 900; 900 bis 1350; 1350 bis 1500; 1500 bis 1648; 1648 bis 1800. Die meisten chronologischen Abschnitte sind noch einmal dreifach unterteilt: in ein Kapitel über Landwirtschaft, eins über Gewerbe und Handel und eins über „Sozialgeschichte“. Zusammen mit der sehr knapp gehaltenen Einleitung, einem Kapitel zur Quellenlage, zwei Überblicken über „Politische Kräfte und Wirtschaft“ und einem nützlichen Anhang über „Münzen, Gewichte und Maße bis 1800“ sind es 24 Kapitel. – In Bd. II (1800–1970) tritt die chronologische Gliederung stärker hinter der systematischen zurück. Beiträge zur Bevölkerungsgeschichte, zur Technikgeschichte, zur Wirtschafts- und Sozialpolitik, zu „Wachstum und Wechsellaugen“ und zu den Wirtschaftsordnungen beziehen sich auf den Gesamtzeitraum. Das gilt auch für einen Überblick über die wichtigsten Quellen und über „Zahlungsmittel, Maße und Gewichte“. Daneben werden die Landwirtschaft, Handwerk und Industrie, der tertiäre Sektor und die Sozialgeschichte jeweils in drei voneinander klar abgehobenen, chronologisch abgegrenzten Einzelkapiteln behandelt, wobei 1850 und 1914 als Periodisierungsabschnitte dienen. „Angesehenste deutsche Vertreter“ der Sozial- und Wirtschaftsgeschichte sollten, laut Vorwort zu Bd. I, gewonnen werden; und das ist dem 1969 verstorbenen Senior-Herausgeber H. Aubin und seinem danach allein zuständigen Kollegen W. Zorn im großen und ganzen auch gelungen. In die Abfassung der Kapitel teilten sich: W. Abel, K. Borchardt, K. Bosl, W. Conze, W. Fischer, G. Franz, H. Jankuhn, K.-H. Kaufhold, H. Kellenbenz, W. Köllmann, M. Rolfes, E. Schremmer, R. Sprandel, R.H. Tilly, W. Treue und F. Wielandt. A. Brusatti und H. Hassinger wurden von der österreichischen Wirtschafts- und Sozialgeschichte ausgeliehen. Elf dieser zwanzig Autoren schrieben mehr als ein Kapitel. Abel, Borchardt, Conze, Kellenbenz und Zorn verfaßten, vom Umfang her gesehen, ungefähr die Hälfte der insgesamt 1712 Seiten.

Die räumliche Abgrenzung des Gegenstandes wird beim Durchgang durch die Jahrtausende zusehends enger: Das Vor- und Frühzeitkapitel diskutiert Mitteleuropa und greift darüber hinaus. Die Kapitel „Deutschland in der Römerzeit“ und „Das freie Germanien bis 500“ lassen sich natürlich nicht in irgendwelche spätere nationalstaatliche Grenzen pressen. Die Mittelalter-Kapitel enthalten meistens Fragestellungen und Informationen, die teils nur

¹ Handbuch der deutschen Wirtschafts- und Sozialgeschichte, hrsg. v. Hermann Aubin (†) und Wolfgang Zorn, Bd. 1: Von der Frühzeit bis zum Ende des 18. Jahrhunderts, Bd. 2: Das 19. und 20. Jahrhundert. XIV, 713 u. 981 S., Ernst Klett Verlag, Stuttgart 1971–1976.

auf einzelne Regionen, teils auf Europa insgesamt oder Teile davon (z. B. das Reich oder das Gebiet der einfachen Grundherrschaft) bezogen sind. Erst mit der Entstehung der modernen Staaten und gar mit dem Absolutismus wird die staatliche – tendenziell nationalstaatliche – Prägung der Wirtschafts- und Sozialgeschichte immer deutlicher, so daß viele Aussagen zunehmend national- bzw. territorialstaatspezifisch werden und sich damit an sich für zwischenstaatliche Vergleiche anbieten. Natürlich konnten nicht alle deutsche Territorialstaaten gleichmäßig behandelt werden, der Akzent wechselt nach Fragestellung und Literaturstand. Die österreichische Entwicklung wird bis 1850 in die Darstellung einbezogen, 1850–66 in einem Sonderkapitel behandelt und 1866–1970 in einem Anhang berücksichtigt. Die Entstehung des Nationalstaats, sein Charakter und schließlich seine Verkleinerung und Teilung werden zum Gegenstand der sozialgeschichtlichen Kapitel des 2. Bandes. Als grundsätzliches methodologisches Problem einer deutschen Wirtschafts- und Sozialgeschichte von der Vorzeit bis zur Gegenwart wird die räumliche Abgrenzung des Darstellungsbereichs leider nirgends diskutiert, nur einzelne Kapitel gehen unter ihrer speziellen Fragestellung darauf ein (z. B. Bd. II, S. 198, 200, 230). Auch die primär an politikgeschichtlichen Einschnitten orientierte Periodisierung dieses wirtschafts- und sozialgeschichtlichen Handbuchs wird nirgends begründet.

In der äußeren Form folgt das Werk „Gebhardts Handbuch der deutschen Geschichte“, als dessen „in sich geschlossene Ergänzung“ es sich merkwürdigerweise und doch wohl etwas tiefstapeln einführt (Bd. I, S. VIII). Zahlreich, zuverlässig und ausführlich sind die Literaturverweise. Die sorgfältig gearbeiteten, recht detaillierten Namen- und Sachregister erleichtern die Beutzung des überdies klar gegliederten Textes. Druckfehler sind selten. Willkommen sind sicher die zahlreichen Karten, vor allem in Zorns Kapitel über Gewerbe und Handel 1648–1800, und die noch von H. Amman stammende Beilage zu Bd. I („Wirtschaft und Verkehr im Spätmittelalter um 1500“). Auf den Versuch, einen statistischen Anhang zusammenzustellen, wie ihn etwa die Fontana Economic History für die Periode ab 1700 unternommen hat, wurde verzichtet.

Eine „Zwischenbilanz des gesicherten Wissens“ vorzulegen heißt doch wohl zweierlei: die wichtigsten Daten, Fakten und Wissensbestandteile zu versammeln und – sonst wäre es keine Bilanz, sondern eine bloße Aneinanderreihung von Ziffern und Konten – dem Leser den Grundriß des jeweiligen Problemfeldes und die Grundlinien seiner Entwicklung deutlich zu machen. Die einzelnen Artikel lösen diese Aufgaben in sehr verschiedener Weise.

Die eine Variante repräsentiert besonders deutlich Wilhelm Treues Artikel zur Technikgeschichte 1800–1970. Chronologisch und innerhalb jedes chronologischen Kapitels von Branche zu Branche voranschreitend, ist er voll von zutreffenden Detailinformationen, die insbesondere jemand, der das Handbuch mit Hilfe des Registers wie ein Nachschlagwerk benutzen will, nützlich finden wird. Doch übergreifende Fragestellungen, einen oder mehrere „rote Fäden“, Einsicht in die Grundlinien der Entwicklung wird der Leser hier kaum finden. Die wirtschafts- und sozialgeschichtlichen Bedingungen und Folgen technischer Erfindungen und Innovationen werden kaum thematisiert, obwohl entsprechende Fragestellungen durchaus in der Literatur zur Verfügung stehen – siehe auch an anderer Stelle des Handbuchs, z. B. Bd. II, S. 240 sowie die Literatur S. 245, Anm. 7 und S. 254, Anm. 18. Die Ansätze der Wissenschafts- und der Innovationsforschung werden nicht aufgegriffen. Warum bestimmte Erfindungen dort und dann gemacht, aber erst hier und später verbreitet wur-

den, wird man häufig nicht genau beantworten können; aber wenigstens die Frage kann man stellen und oft auch annäherungsweise klären. Die Wachstumseffekte bestimmter Erfindungen sind schwer zu bestimmen; aber kann man das Problem nicht wenigstens einkreisen? Hindert etwa die vorgegebene Kapiteleinteilung den Verfasser daran, solche Fragen etwas mehr zu berücksichtigen? Kann man denn wirklich – das unbezweifelbare „ingenieurwissenschaftliche Genie von Werner Siemens“ in allen Ehren – die Entwicklung der Telegraphentechnik in Deutschland verständlich machen, ohne auf die Anstöße zu sprechen zu kommen, die von militärischen Bedürfnissen ausgingen (Bd. II, S. 72 f.)? Warum benutzt der Verfasser nicht ab und zu das Mittel des Vergleichs, z. B. zwischen England und Deutschland, um etwa die Bedeutung des technischen Schulwesens für die technische Entwicklung besser abschätzen zu können als es (Bd. II, S. 63) geschieht? Dies sind nur Beispiele. Wer die Entwicklung der „Technik in Wirtschaft und Gesellschaft“ – so die zu viel versprechende Überschrift des Kapitels – einführungswise studieren will und an Interdependenzen zwischen technik-, wirtschafts- und sozialgeschichtlichen Momenten interessiert ist, wird zu anderer Literatur greifen müssen, etwa weiterhin zu Landes' „Der entfesselte Prometheus“, einer Arbeit, die auch als Handbuchartikel entstand.

Ähnlich zeichnen sich die Beiträge von Hermann *Kellenbenz* durch empirische Sättigung und Fülle des Details, zugleich aber durch strenge Askese gegenüber expliziten Fragestellungen und diskursiven Darstellungsweisen aus. In seinem Beitrag über den tertiären Sektor 1800–1850 werden sehr additiv zutreffende Einzelinformationen über das Verkehrs-, das Nachrichten-, das Handels-, das Geld-, das Kredit- und das Versicherungswesen mitgeteilt (Bd. II, S. 369–425). Weder wird zwischen den einzelnen Abschnitten ein Zusammenhang hergestellt, noch werden die einzelnen Teilthemen in Bezüge gerückt, die sie eigentlich erst interessant machen. Dies sei an drei Beispielen verdeutlicht. Daß sich die Aktiengesellschaft im Vormärz nur langsam durchsetzte, wird zutreffend mitgeteilt (S. 413), aber wichtige Hemmungen ihrer Durchsetzung würden erst verständlich, wenn das umstrittene Gesellschaftsrecht im Spannungsfeld zwischen sozialen Klassen und Obrigkeitsstaat diskutiert würde; dies unterbleibt. – Was über die Entstehung des Eisenbahnwesens mitgeteilt wird (S. 370–72), geht an fast allen Fragestellungen vorbei, die das Thema wirtschafts- und sozialgeschichtlich spannend machen; wir erfahren nichts über ihre wirtschaftlichen Ursachen und die Motive der Gründer, fast nichts über die Rolle des Staats und nichts über die Art, wie die Eisenbahnen auf das Wachstum einwirkten; erst recht nichts über die Unternehmerschaft und die organisatorischen Pionierleistungen, die sie hervorbrachten. Mit Raumnot wird sich das nicht entschuldigen lassen, denn an anderer Stelle nimmt sich der Verfasser sehr viel Zeit und Platz, Daten über einzelne Vorgänge, Personen und Institutionen vor dem Leser ausführlich auszubreiten. – Der Abschnitt über „Kaufmann – Bankier – Unternehmer“ (Bd. II, S. 424–26) und auch schon Kellenbenz' Abschnitt über das frühneuzeitliche Unternehmertum (Bd. I, S. 419–20) hätten Synthese und gewisse Entfernung vom Einzel-Fakt verlangt; sie bleiben entsprechend blaß und weit unterhalb des Niveaus, das die historische Unternehmerforschung international mittlerweile erreicht hat; man wird dieses um so mehr bedauern, als die *Wirtschafts*geschichte der Unternehmer und der Unternehmen auch an keiner anderen Stelle des Handbuchs zusammenhängend behandelt wird^{1a}.

1a Siehe dagegen Bd. II, S. 443–45, 622–25, 655 zur Sozialgeschichte der Unternehmer.

Zettelkastennah und argumentationsfern ist auch mancher andere Beitrag zu diesem Handbuch verfaßt. Nicht nur unter fachwissenschaftlichen, auch unter didaktischen Gesichtspunkten kann diese Darstellungsweise nicht voll befriedigen. Ohne „roten Faden“, ohne explizite Fragen und ohne klare Thesen ist es ja gerade für den Nicht-Spezialisten nicht leicht, eine große Fülle von Detailinformationen voll zu rezipieren, als bedeutsam zu erkennen, einzuordnen und zu behalten. Natürlich gibt es immer mehrere Möglichkeiten, Einzelinformationen bedeutsam zu machen, in Bezug zu setzen, einzuordnen, Wesentliches vom Unwesentlichen zu unterscheiden. Nicht für eine bestimmte Interpretation oder eine bestimmte „Gesamtheorie“ (siehe dazu ablehnend: Bd. II, S. VII) wird hier plädiert, sondern gegen die auffällige Argumentationsscheu, die große Teile des Handbuchs kennzeichnet und seine deutlichste Schwäche ausmacht.

Kaum droht dem Handbuch die umgekehrte Gefahr: über pointierte Thesen die ausgewogene, solide Information zu vergessen. Richard *Tillys* Beitrag über den tertiären Sektor 1850–1914 (Bd. II, S. 563–96) ist deutlicher als die meisten anderen Kapitel um wenige explizite Leitfragen herum gruppiert und auf klare Thesen hin ausgerichtet. Zum einen: Welchen Beitrag leisteten der Verkehr, der Handel, die Banken etc. zum Wirtschaftswachstum? Zum anderen: Welche Rolle spielte der Staat bei ihrer Entwicklung? Dem Münsteraner Wirtschaftshistoriker gelingt unter diesen Fragestellungen eine durch und durch überzeugende Einführung in die Wirtschaftsgeschichte des so wichtigen deutschen Eisenbahnwesens (das er als Führungssektor der Industriellen Revolution seit dem 1840er Jahren betrachtet) und des Bankwesens (mit einer bemerkenswerten Aufwertung des Privatbankiers zugunsten der meist die Diskussion beherrschenden größeren Universalbanken: S. 591 f.). Mit seiner Frage nach der Rolle des Staats bei der Entwicklung des tertiären Sektors – die er skeptisch beurteilt – schließt er an eine lange und kontroverse Debatte der deutschen Wirtschaftsgeschichte an und öffnet zugleich eine interessante polit-ökonomische Perspektive. Er stellt nämlich die Frage nach den sozialen Interessen und Machtverhältnissen, die bestimmte Akte staatlicher Wirtschafts- und Sozialpolitik beeinflussten bzw. sich darin manifestierten; dies gehört zur zentralen Frage nach dem Einfluß der Klassenstruktur auf den Staat und – durch diesen – auf Wachstum und Industrialisierung überhaupt (siehe S. 565, 569 ff., 585 f., 593). Diese meist in der marxistischen Tradition – aber nicht nur dort – verfolgte Fragestellung verliert nichts von ihrer großen Nützlichkeit für die Verknüpfung von Wirtschafts-, Sozial- und Politikgeschichte, auch wenn sie manchmal zu kurzschlüssigen und plakativen Antworten geführt hat. Den meisten anderen Kapiteln liegt diese Fragestellung eher fern, auch wenn sie staatliche Wirtschafts- und Sozialpolitik berühren und schildern. Daraus erklärt sich mit, warum die überzeugende Verknüpfung wirtschafts-, sozial- und politikgeschichtlicher Momente nicht zu den spektakulärsten Erfolgen dieses Handbuchs gehört.

Tillys Orientierung an analytischen Fragestellungen erlaubt es ihm auch, offene Forschungsfragen zu identifizieren (z. B. S. 568, 571, 586) und zu ihrer Bearbeitung anzuregen. Nur wenige andere Beiträge halten dies für ihre Aufgabe. Aber ob nicht doch Hinweise auf die Grenzen des „gesicherten Wissens“ zu seiner Darstellung gehören? – Doch hat Tillys systematische Orientierung einen gewissen – übrigens nicht notwendigen, sondern leicht reduzierbaren – Preis: Allzu knapp geraten die Informationen, die nicht zur Diskussion der Leitfragen unbedingt notwendig sind. Z. B. erfährt man nicht, wann die Universalbanken

Deutsche Bank, Disconto-Gesellschaft und Dresdner Bank gegründet wurden; wenig erfährt man über die innere Struktur und Arbeitsweise der Banken, etc. Ein Handbucharikel sollte jedoch solche Informationen bieten.

Einigen Artikeln gelingt die Verbindung übergreifender Fragestellungen und durchgehender Informationsfülle in vorbildhafter Weise. Wilhelm *Abel* legt in fünf zusammengehörigen Kapiteln einen imponierenden Grundriß der Landwirtschaft (einschließlich Agrarverfassung) von 500–1800 vor (Bd. I). Im Grunde verwendet er einfache klassisch-nationalökonomische Erklärungsmodelle, folgt Malthus und Ricardo. „Nur muß diese Theorie umgekehrt werden, wenn sie den Erscheinungen des Spätmittelalters gerecht werden soll“ (Bd. I, S. 332 f.). Die sich durch Bevölkerungswachstum und -schrumpfung verschiebende relative Nachfrage nach Nahrung, Boden und Arbeit bei nur langsam steigerbarer Faktorproduktivität und -menge sowie die sich damit verschiebenden Relationen von Güterpreisen, Löhnen und Grundrente bilden das Skelett seiner Argumentation. Wie die Verschiebungen der Angebot-Nachfrage-Relationen die Lebens- und Klassenverhältnisse der Grundherren, Bauern, Lohnarbeiter verändern – diese Leitfrage schließt sich an und führt die wirtschaftsin eine sozialgeschichtliche Perspektive über. Überhaupt hat der Verfasser einen scharfen Blick für institutionalisierte und informelle Herrschafts- und Ungleichheitsverhältnisse, auch für die Rolle des Zwanges als Bedingung und Grenze des Funktionierens von Marktgesetzen (siehe z. B. Bd. I, S. 201, 327). Damit vermeidet er die Schwäche eines Teils der gegenwärtigen „Property-Rights-Diskussion“², die ebenfalls versucht, neoklassische Wirtschafts- und ältere Institutionenanalyse wieder zusammenzubringen. Es entsteht ein flexibles Gefüge von Begriffen, Begriffsbeziehungen und Erklärungsmustern, in dem sich eine Vielzahl von Wirklichkeits-elementen einfangen läßt – von den säkularen Trends und Konjunkturen über die landwirtschaftlichen Arbeitsweisen und die agrarwissenschaftliche Literatur zu den bäuerlichen Abgaben an Grundherrn und Staat und zum sozialen Protest nebst seiner Bekämpfung. Keine „Nachricht“ – wie *Abel* gern sagt – wirkt zufällig oder angeklebt. Quantitative Zeitreihen und graphische Darstellungen wechseln mit zupackend-plastischer Sprache ab, das aussagekräftige Quellenzitat steht neben dem abstrakt-systematischen Begriff; von „Grundrente“ und „Feudalrente“ spricht *Abel* nicht nur, er versucht sie auch schätzungsweise zu berechnen (S. 323, 325). Berührungsangst vor marxistischen oder marxistisch klingenden Termini kennt *Abel* also nicht; er nutzt aus dieser Tradition, was er brauchen kann, wenn er ihr im Ganzen auch eher fernsteht; er setzt sich kritisch mit ihr auseinander (z. B. Bd. I, S. 523 f.). Leider läßt sich das für die meisten anderen Artikel nicht in gleicher Weise sagen.

Die Zeit des späten 18. und frühen 19. Jahrhunderts wird als Zeit der sich langsam verschärfenden Krise der alten Welt analysiert (S. 495 ff.), als ein sich schürzender Knoten, der erst durch eine völlig neuartige Lösung, die von *Abel* selbst nicht mehr analysierte Industrialisierung, aufgeknüpft oder zerschlagen werden sollte. Die empfindlichste – jedoch vom Forschungsstand weitgehend erzwungene – Grenze des *Abelschen* Zugriffs: Das Wachs-

2 Vgl. D.C. North, R.P. Thomas, *The Rise of the Western World, A New Economic History*, Cambridge 1973; K. Borchardt, „Der Property Rights Ansatz“ in der Wirtschaftsgeschichte – Zeichen für eine systematische Neuorientierung des Faches?, in: J. Kocka (Hg.), *Theorien in der Praxis des Historikers* (= Geschichte und Gesellschaft, Sonderh. 3), Göttingen 1977, S. 140–56.

tum der Bevölkerung wird zumeist als erklärender Faktor eingeführt und beschrieben, jedoch selbst nicht erklärt.

Diese Grenze teilt Abel mit dem größten Teil der Literatur und weitgehend auch mit Wolfgang Köllmanns Beitrag „Bevölkerungsgeschichte 1800–1970“ (Bd. II, S. 9–50). An diesem Kapitel mag man manches kritisieren: die Datierung des Beginns des beschleunigten Bevölkerungswachstums in Deutschland auf die 1770er Jahre ohne Auseinandersetzung mit der Literatur, die zunehmend die 1740er Jahre als Beschleunigungsbeginn herausarbeitet; die Unterbelichtung sozialgeschichtlicher Fragen, die sich zwanglos an die Bevölkerungsanalyse anschließen könnten (etwa zum Verhältnis von Wanderungen und sozialem Protest). Doch im ganzen stellt dieser Beitrag einen sehr überzeugenden, materialreichen und zugleich konzis argumentierten Überblick über Bevölkerungswachstum, Binnenwanderung, Verstädterung und Außenwanderungen von der vorindustriellen Zeit bis zur Gegenwart dar. Von einer älteren relativ stabilen Bevölkerungsweise der frühen Neuzeit zeichnet er den Bogen über die (nicht wirklich erklärte, durch die Reformgesetzgebung ja nur verstärkte) „agrарische“ (S. 12) Bevölkerungswelle des späten 18. und frühen 19. Jahrhunderts und die Übervölkerungskrise des Vormärz bis zur Industrialisierung des zweiten Jahrhundertdrittels, die der wachsenden Bevölkerung zunehmend Nahrung bot, allerdings die Bevölkerungsvermehrung, vor allem durch Senkung der Sterbeziffer, weiter beschleunigte („Bevölkerungswelle des industriellen Zeitalters“: S. 25), bevor dann – beginnend in den 1870er Jahren, beschleunigt seit etwa 1900 – auch die Geburtenziffer zu fallen begann und sich somit – nur kurzfristig unterbrochen durch die „exogenen Einflüsse“ (Kriegsverluste und Zwangswanderungen) dieses Jahrhunderts – der Zuwachs verlangsamte, bis heute das Ende des Bevölkerungswachstums erreicht zu sein scheint und vielleicht für die Zukunft eine erneute Stabilität – mit welchen ökonomischen und sozialen Konsequenzen? – zu erwarten ist. Auf einem wichtigen Teilgebiet leistet dieses Kapitel in der Tat einen willkommenen Beitrag zur historischen „Ortsbestimmung der Gegenwart“ (ein weiteres Ziel des Handbuchs gemäß Vorwort zu Bd. II).

Schließlich ist Knut Borchardts begrifflich kontrollierte und materialreiche Synthese über Industrialisierung, Wachstum und Konjunktur 1800–1970 (Bd. II, S. 198–275, 685–740) hervorzuheben, besonders der Abschnitt bis 1914. Die Beschreibung und Erklärung des Wachstums, der Wachstumsfaktoren und -schwankungen stehen im Vordergrund. Die sich verschiebende Rolle der Wirtschaftssektoren, die Entwicklung der Investitionen, die Veränderungen des privaten und des öffentlichen Verbrauchs, des Anteils der Arbeits- und Vermögenseinkommen, der Einkommensungleichheit und der Reallöhne werden nach Möglichkeit des gegenwärtigen Literaturstandes ebenso dargestellt wie die „raumwirtschaftliche Struktur“ (regionale bzw. internationale Disparitäten und Verflechtungen). Den Abschluß bildet ein intensiver Überblick über die Konjunkturgeschichte. Der Beitrag bedient sich häufig des internationalen Vergleichs (insbesondere mit England), um Eigenarten der deutschen Entwicklung zu identifizieren oder doch zu diskutieren. Das hebt ihn aus der Mehrzahl der anderen Beiträge positiv hervor, die so beschäftigt mit der Darstellung der einzelnen Details sind, daß sie nicht dazu kommen, einen etwas distanzierteren Blickwinkel einzunehmen, aus dem sinnvoller Vergleich ja erst möglich wird. Borchardt arbeitet mit scharf definierten Begriffen und expliziten Fragen, mit deren Hilfe er ein reichhaltiges Material argumentativ verknüpfen und verständlich darstellen kann – weit von jeder additiv-

assoziativen Faktenpräsentation entfernt. Zugleich reflektiert er ständig auf die Grenzen der Tragfähigkeit der gewählten Begriffe und Methoden, Periodengrenzen und Erklärungsmuster, weist auf alternative Möglichkeiten wenigstens kurz hin. Nicht nur die Kritik an dem Modell der „langen Wellen“ und dem Begriff der „Großen Depression“ (für die Zeit 1873 bis Mitte der 90er Jahre) wird man mit großem Interesse lesen, zumal zugleich wieder einmal deutlich wird, daß die langfristige Preis- und Zinsentwicklung durchaus zu einer derartigen Periodisierung ermutigt (S. 108, 266 ff.). Auch die Zweifel an der Möglichkeit von bestimmten Langzeitreihen über zwei Jahrhunderte hinweg (S. 195 f.) und die Skepsis gegenüber gängigen Mustern der Kausalerklärung und der Tragfähigkeit rein-ökonomischer Erklärungen des Wachstumsprozesses durch Zurechnung zu bestimmten „Wachstumsfaktoren“ (S. 238 f., 247 f. und 252 f.) verdienen Beachtung. Von diesem Ansatz her wird verständlich, daß Borchardt immer wieder (und besonders S. 238 ff.) auf eine Vielzahl sozialer, soziopolitischer und soziokultureller Momente zu sprechen kommt, wenn es um die Erklärung der Industrialisierung, vor allem der beginnenden Industrialisierung, geht. Auch institutionellen Faktoren wird gebührende Aufmerksamkeit geschenkt, wobei allerdings vielleicht doch die sich verändernde und seit den 1870er Jahren erneut intensivierende Beziehung von Wirtschaft und Staat im Zeitalter des zunehmend organisierten Kapitalismus nicht genügend herausgearbeitet wird (s. S. 243). Immer wieder deutet der Beitrag die Brücken zur Sozial- und Allgemeingeschichte wenigstens an; sie können allerdings in dem Handbuch, schon wegen der die Wirtschafts- und Sozialgeschichte trennenden Kapiteleinteilung, nicht voll besprochen werden.

Gemessen an solch gelungenen wirtschafts- und bevölkerungs-geschichtlichen Kapiteln haben es die sozialgeschichtlichen schwer. Für das von ihnen zu bearbeitende Problemfeld stehen Theorien in ähnlich ausgearbeiteter und durchgesetzter Weise wie die neoklassische Wirtschaftstheorie in ihren verschiedenen Varianten nicht zur Verfügung. Die Abgrenzung des von ihnen zu bearbeitenden Problemfeldes ist noch schwerer als im Falle der Wirtschaftsgeschichte, zumal das Handbuch einem allzu engen Begriff von „Sozialgeschichte“ glücklicherweise fernsteht. Bosl diskutiert in seinem Beitrag zur Gesellschaftsentwicklung des Mittelalters Probleme von Kaiser und Reich, den Investiturstreit und Ansätze zur modernen Staatsbildung geradezu selbstverständlich mit (Bd. I, S. 259 ff.). Der absolutistische Staat vor 1800 ist ein wichtiges Thema für Zorns „Sozialgeschichte 1648–1800“. Und die sozialgeschichtlichen Kapitel des 2. Bandes haben durchweg Abschnitte unter der Überschrift „Das politische System“. Unter Betonung der Strukturen und Prozesse – nicht der Ereignisse, Personen und Handlungen – bezieht die „Sozialgeschichte“, wie sie in diesem Handbuch verstanden wird, die staatlich-politische Dimension, teilweise auch die Bewußtseins- und Ideengeschichte kräftig ein³, nicht aber die Wirtschaftsgeschichte, denn dafür gibt es ja separate Kapitel. Angesichts des Standes der Theorieentwicklung und der Vielfalt des zu behandelnden Problemfeldes erwartet man also viel (vielleicht zu viel), wenn man von den sozialgeschichtlichen Kapiteln erhofft, daß sie nicht nur solide, vielfältige Teilinformationen bereitstellen, sondern auch ihren Problembereich in seinem Zusammenhang sichtbar machen.

3 Hoffentlich empfinden das die so leicht irritierten Politikhistoriker nicht zu sehr als Bedrohung und Fach-Imperialismus der Sozialhistoriker, gewissermaßen als Gesellschaftsgeschichte, die sich nur nicht so nennt; dazu bestünde auch wenig Grund.

Am erfolgreichsten scheint mir in dieser Hinsicht der Beitrag Karl Bosls zu sein. Seine beiden Kapitel über „Gesellschaftsentwicklung“ 500–1350 sprengen mit guten Gründen die ohnehin nirgends begründete chronologische Gliederung des Handbuchs; 900 akzeptiert er, „gesellschaftsgeschichtlich“ geschehen (Bd. I, S. 133), nicht als Einschnitt. Von 500–1100 reicht für ihn die „archaische Gesellschaftsordnung“, deren grundsätzliche Zweischichtigkeit (potentes gegen pauperes) er materialreich, aber gleichwohl mit klar erkennbaren Argumentationslinien herausarbeitet, mit Betonung der „familia“ als schichtübergreifender Sozialform. Im 11. Jahrhundert beginnt dann für ihn jene Dynamisierung, Expansion und Differenzierung der vorher herausgearbeiteten Grundstruktur, die „Aufbruch-Periode“, die er unter Betonung des Aufstiegs der Bürger und der Ministerialen schildert und analysiert. Die erneute Verfestigung in der ständischen Bewegung des 14. Jahrhunderts deutet er nur noch an (Bd. I., S. 268 ff.), doch fügt sich Sprandels Kapitel über 1350–1500, jedenfalls in seinem zweiten Teil (S. 371 ff.) gut an das Grundmuster Bosls an. Daß dieses flexibel, weit und kraftvoll genug wäre, auch die wirtschaftlichen Veränderungen stärker einzubeziehen und ihnen einen hohen Erklärungswert im geschichtlichen Gesamtzusammenhang einzuräumen, wenn die Kapitelgliederung des Handbuchs es nicht verböte, ist nicht zu bezweifeln. Die Verbindung von gesellschaftsgeschichtlichem Zugriff und nuancenreicher Detaildarstellung ist jedenfalls für den Rezensenten, der kein Mediävist ist, überzeugend und faszinierend.

Die sozialgeschichtlichen Kapitel 1500–1648, 1648–1800 und 1918–70 verfaßte Wolfgang Zorn. Auf breiter und tiefer Literaturkenntnis erarbeitet er gewissermaßen ein buntes Mosaik, dessen kunstvoll zisierte zahlreiche Steinchen man mit Bewundern zur Kenntnis nimmt, ohne doch den äußeren Umriß und das innere Aufbauprinzip entdecken zu können. Für eine Vielzahl von Fragestellungen findet man in diesen Beiträgen eine Fülle von Material, Hinweisen und Anregungen, vor allem zur Geschichte einzelner Gruppen, Stände und Klassen. Scharfe Begriffe und klare Fragestellungen findet man nicht, Einsichten in größere Zusammenhänge werden nur ab und zu angedeutet. Am Beispiel: Wer Aspekte der sozialen Schichtung im 18. Jahrhundert unter der Fragestellung untersuchen will, inwiefern sie sich in Kleiderordnungen spiegelten, findet in Bd. I, Kap. 22 wichtige, durchs Register erschließbare Hinweise und Auskünfte. Wer dort einen Begriff von „ständischer Gesellschaft“ oder auch nur von „Stand“ expliziert zu finden hofft, möglichst unter Vorstellung verschiedener begrifflicher Möglichkeiten und der Abwägung zwischen ihnen, wird enttäuscht werden. – Besonders sei auf die Materialien und Ansätze zu einem sozialgeschichtlichen Vergleich zwischen West- und Ostzonen, zwischen Bundesrepublik und DDR hingewiesen, die Kap. 19 von Bd. II enthält. Dafür wie für vieles andere in Zorns Beiträgen gilt: Nirgendwo anders ist dies bisher zusammengetragen worden; der zukünftigen Arbeit in Forschung und Lehre wird das Vorgelegte zustatten kommen.

Ähnliche Vorteile und Nachteile kennzeichnen die Darstellung der deutschen Sozialgeschichte 1800–1918 durch Werner Conze (Bd. II, Kap. 10 und 14). Die Abschnittsüberschriften dieses wohl ersten Versuchs einer sozialgeschichtlichen Gesamtdarstellung Deutschlands im 19. Jahrhundert⁴ lauten im ersten Kapitel (1800–1850): „Nationales System“, „Arbeits- und Berufssystem“, „Familie und Geschlecht, Volksgesundheit“, „Das po-

4 Vgl. jetzt aber auch das nützliche Buch von E. Sagarra, *A social history of Germany 1648–1914*, London 1977.

litische System“, „Religion und Kirche“, „Bildung und Erziehung“; das zweite Kapitel (1850–1914) ist ähnlich gegliedert. Unter diesen Überschriften findet man eine reiche Fülle knapp formulierter Informationen, Anregungen und Teilinterpretationen, die zeigen, wie sehr sich die Sozialgeschichte auch hierzulande – in Conzes Worten und nicht ohne seine Mithilfe – thematisch „in der Erweiterung“ befindet: Man liest etwas zur Arztdichte und zum Vereinswesen, zur Erziehung in einzelnen Schularten, zur Arbeiter- und zur Frauenbewegung, zum Nationalismus und zur verhinderten Parlamentarisierung, zu den Arbeits- und Lebensverhältnissen verschiedener Gruppen und Klassen – um nur einiges herauszugreifen. Wie in Zorns Beiträgen wird man auch hier begrüßen, daß der Autor verschiedene deutsche Einzelstaaten einbezieht und die sonst häufige Preußen-Zentrierung vermeidet. Die damit sich bietende Chance des expliziten Vergleichs nützt er jedoch nicht, wie er auch auf vergleichende Durchblicke ins Ausland weitestgehend verzichtet; die an sich sehr interessante Frage, ob es sozialgeschichtlich so etwas wie einen „deutschen Sonderweg“ gab und worin er bestehen könnte, bleibt deshalb unberücksichtigt. Elemente übergreifender Interpretationen fehlen nicht ganz, sie werden eher beiläufig geäußert: Der Zeitraum 1800 bis 1850 gilt dem Autor mehrfach als „Übergangszeit“ (z. B. S. 443, 450), offenbar von der vorindustriellen zur industriellen Ordnung, doch bleibt das sehr unscharf. Das Auseinandertreten, die unterschiedliche Bewegung und dann die erneute Verknüpfung von Gesellschaft und Staat werden thematisiert (s. Bd. II, S. 468, 644 und dazu passend Zorn in Bd. I, S. 607).

Doch im Ganzen fehlt es an übergreifenden Fragestellungen und Hypothesen, an Fluchtpunkten der Argumentation. Vielleicht ist es ja von bestimmten Erkenntnisinteressen her zu rechtfertigen, eine Sozialgeschichte Deutschlands im 19. Jahrhundert mit der Frage nach der deutschen Nation und der deutschen Nationalbewegung zu beginnen und dann ausführlich auf die jüdische Minderheit zu sprechen zu kommen (S. 426–36); doch hier wirkt das willkürlich, denn dem Leser wird nicht klar gemacht, unter welchen Fragestellungen und auf welche Ziele hin argumentiert werden soll. Der Beitrag zerfällt überdies in seine Teile; keine begriffliche und nur wenig empirische Anstrengung wird unternommen, die Veränderungen von Nation, Arbeitswelt, Familienstruktur, politischem System, Kirche und Erziehung *in ihrem Zusammenhang* darzustellen und als Dimensionen oder Momente eines komplexen, interdependenten Gesamtprozesses zu begreifen. Dessen Umrisse, Zielsetzung, Motorik und Periodisierung bleiben – in der Fülle des Mitgeteilten – letztlich dunkel. Es soll nicht behauptet werden, daß die hier fehlende Synthese einfach und von irgendjemandem ohne weiteres zu schreiben wäre. Aber näher an sie herankommen kann man, wenn man weniger als dieser Beitrag davor zurückschreckt, klare Fragen zu formulieren, systematische Begriffe zu benutzen, übergreifende Verlaufstypen zu konstruieren, Modelle und Theorien⁵ zu verwenden. Dadurch gewönne man auch eine Grundlage, um etwas besser kontrollieren zu können, ob die Darstellung Wichtiges vergißt⁶. Auch offene Fragen und Forschungsdesiderate würden so identifizierbarer. Nur dann wäre es auch möglich, eine feste Grundlage für erkenntnisfördernde Vergleiche mit der Entwicklung in anderen Ländern zu finden.

5 Im Sinne von expliziten, konsistenten Begriffssystemen, die zur Erschließung, Erklärung und Verknüpfung der Quelleninformationen dienen sollen, aber nicht aus den Quellen abgeleitet werden können. Zur näheren Umschreibung dessen, was hier mit „Theorien“ gemeint ist: J. Kocka, Sozialgeschichte, Göttingen 1977, S. 83 ff., 99 ff.

6 Siehe die zutreffende Kritik von H.-U. Wehler in der Frankfurter Allgemeinen Zeitung vom 1. 3. 1977: die Sozialgeschichte der Revolution von 1848 fehle völlig in dieser Sozialgeschichte des 19. Jahrhunderts!

Theoriehaltigere Geschichtswissenschaft ist im letzten Jahrzehnt nicht nur programmatisch gefordert, sondern auch – in sehr verschiedener Weise, von konkurrierenden Positionen aus – praktiziert worden; sicher oft unvollkommen, sich berechtigter (und unberechtigter) Kritik aussetzend. Die sozialgeschichtlichen Kapitel des 2. Bandes lassen das nicht erkennen. Zugleich scheinen sie mir die These zu stützen, daß gerade Synthesen ohne Theorien nicht gelingen können und theorielose Geschichtsschreibung mindestens so risikoreich ist wie die Bereitschaft, sich durch scharfe Definitionen, Hypothesen, systematische Argumente, explizite Aussagen über den Gesamtzusammenhang und Offenlegen von Erkenntniszielen mit ihren – in letzter Instanz – lebensweltlich-praktisch-normativen Dimensionen zu exponieren.

Resümee

Was allen Beiträgen in hohem Ausmaß gelang, zeichnet auch das Handbuch als ganzes aus: eine kompetente, den Forschungsstand gut wiedergebende, nützliche „Tatsachen-Handreichung“ (Vorwort zu Bd. II) zu sein, die bisher nicht existierte. Was den meisten Artikeln – nur einige konnten hier exemplarisch besprochen werden – nicht voll gelang: Grundriß und Grundlinien sichtbar zu machen und bilanzierend zu synthetisieren, das gelingt natürlich im Handbuch als ganzem erst recht nicht. Doch sollte man hier die Ansprüche nicht zu hoch schrauben. Beim heutigen Grad der Spezialisierung des Wissens ist ein Handbuch mit vielen Einzelverfassern sinnvoll. In unserer glücklicherweise dezentralisierten und viele Freiräume lassenden Wissenschaftsorganisation und gerade, wenn man ausgewiesene (und deshalb auch sehr selbstbewusste) Sachkenner engagieren will, ist ein Werk aus einem Guß nicht zu erreichen. Formale Vereinheitlichung wurde überdies erreicht, nur wenige offene Widersprüche zwischen den einzelnen Kapiteln blieben stehen⁷. Aufteilungen sind nötig, und jede zerreißt, was in der Wirklichkeit zusammenhängt.

Aber ist nicht die Trennung in wirtschaftsgeschichtliche und in sozialgeschichtliche Kapitel eine besonders ungünstige Lösung, die mehr als andere die Chance der Synthese zerstört? Jeder Band hätte überdies durch eine ausführliche Einleitung sehr gewonnen, in der alternative, von verschiedenen theoretischen Prämissen her argumentierende Versuche zur Gesamtdarstellung vorgestellt, diskutiert und gewogen worden wären. Die Einführung in den kontroversen Charakter des „gesicherten Wissens“ (soweit es über kaum interpretierte Fakten hinausgeht) hätte einer sozial- und wirtschaftsgeschichtlichen „Bilanz“ sehr gut angestanden. Im Idealfall wäre eine ausführliche Einleitung entstanden, die die einzelnen Beiträge eingeordnet und in Verbindung gesetzt hätte. Wenn Eckart Schremmers Beitrag „Die Wirtschaftsordnungen 1800–1970“ eine solche Funktion für Bd. II zugeordnet gewesen sein sollte⁸, dann ist das mißlungen. Er reflektiert auf einer derart abstrakten Ebene über das Wesen von Wissenschaft, Wahrheit, Glückseligkeit und Legitimation – zudem sehr freihändig, ohne hinreichende Einbeziehung der ausführlichen Literatur zum Thema –, daß der Bezug zu den Problembereichen des Bandes, wenn überhaupt, dann nur über verschiedene

7 Siehe z. B. die sehr verschiedentypige Beurteilung des seßhaften Fernhandels im 9. und 10. Jahrhundert durch Aubin u. Sprandel (Bd. I, S. 115 ff. u. S. 122 f.). Ein anderes Beispiel: An mehreren Stellen wird (wohl zurecht) gegen die These vom Kapitalmangel in der deutschen Industrialisierung argumentiert, doch Bd. II, S. 444 wird daran festgehalten.

8 Darauf weist vielleicht Zorn's Anm. 24 auf S. 153 (Bd. II) hin.

Vermittlungsstufen zu schlagen wäre, die hier fehlen. Eine gewisse Ausnahme machen die idealtypischen Skizzen der kapitalistischen Marktwirtschaft und einer sozialistischen Alternative (Bd. II, S. 137–41), doch werden auch sie zu sehr aus ihrem gegenseitigen und dem historischen Zusammenhang gelöst.

Gewissermaßen ohne sichtbare Regie der Herausgeber zeichnen sich doch einige inhaltliche und methodische Gemeinsamkeiten der Beiträge ab, jedenfalls wenn man – wie dies abschließend hier geschehen soll – primär auf Bd. II blickt. Diese Gemeinsamkeiten verweisen auf dominante Trends der etablierten neueren deutschen Wirtschafts- und Sozialgeschichte der 60er und frühen 70er Jahre.

1. Bd. II des Handbuchs und die neuere deutsche Wirtschaftsgeschichte überhaupt sähen wohl anders aus, wenn nicht der Ökonom Walther G. Hoffmann zusammen mit seinen Mitarbeitern F. Grumbach und H. Hesse 1965 das Buch „Das Wachstum der deutschen Wirtschaft seit der Mitte des 19. Jahrhunderts“ herausgebracht hätte. Von diesem aufwendigen, bahnbrechenden, umfassenden, tabellenreichen, quantitativ-nationalökonomischen Werk leben die meisten wirtschaftsgeschichtlichen Beiträge, was ihre wichtigsten Zahlen betrifft. Trotz mancher Kritik an den Hoffmannschen Schätzungen gibt es keine Alternative. Ein Hoffmann der Sozialgeschichte fehlt.

2. Die quantitativ-analytische, kliometrisch-nationalökonomische Wirtschaftsgeschichte vom Typ der amerikanischen „New Economic History“ der 60er Jahre hat sich in Deutschland kaum breit gemacht. Natürlich enthalten die Beiträge viele quantifizierende Informationen; doch diese bleiben i. d. R. eingebunden in einen nicht-quantitativen Beschreibungs- oder Argumentationszusammenhang. Am deutlichsten sind die Handbuch-Beiträge Wolfram Fischers (Zur Gewerbeentwicklung 1850–1970) durch quantitative, wenn auch meistens deskriptive Verfahren geprägt. An Informationsgenauigkeit wird dadurch gewonnen. Was an qualitativer Kennzeichnung und Einbettung in die Sozialgeschichte auf diesem Weg gleichwohl verloren geht, merkt man, wenn man diese Kapitel 12 u. 17 (Bd. II) mit Karl Heinrich Kaufholds sehr gelungenem Beitrag zur Gewerbeentwicklung 1800–1850 (Kap. 7) vergleicht, dem ähnliche Zahlenreihen – trotz eigenständiger und origineller Quantifizierung – nicht zur Verfügung stehen können und der schon deshalb „traditioneller“ argumentieren muß. In den allerletzten Jahren bewegt sich der Trend übrigens von einer eng nationalökonomischen, bloß quantitativen und zudem wachstumsorientierten Wirtschaftsgeschichte wieder weg. Ein Anzeichen dafür ist das sich erneut regende Interesse am Zusammenhang von Wirtschaft und Recht.

3. Der Wachstums- und Strukturwandlungsprozeß der Industrialisierung wird von den meisten Autoren als zentraler Fluchtpunkt, als epochale Transformation, als genereller Periodisierungsangelpunkt akzeptiert. Völlige Einigkeit besteht weder über seine Merkmale noch über seine Datierung, doch kaum einer läßt ihn in Deutschland vor 1830 oder weit nach 1850 beginnen. Dagegen ist die ältere, um den Kapitalismusbegriff zentrierte Sichtweise, wie wir sie in der marxistischen Tradition, aber auch bei Max Weber oder Werner Sombart finden, weit in den Hintergrund gedrängt worden. Die kapitalistische Grundstruktur der Industrialisierungsprozesse des 19. Jahrhunderts wird nicht recht ernst genommen. Für Conze ist „Kapitalismus“ primär ein Schlagwort der zu untersuchenden Zeit (Bd. II, S. 625). Nur Borchardt⁹ holt das mit „Kapitalismus“ Gemeinte ein Stück weit in seine

⁹ Siehe aber auch Schremmers Idealtyp Bd. II, S. 137 ff.

Argumentation herein – durch seine nicht unkritische Rezeption der „Property-Rights-Diskussion“ (Bd. II, S. 241–43), die ja im neoklassischen Gewand die Diskussion um die Produktions- und Verkehrsverhältnisse in die Wirtschaftsgeschichte zurückholt (wenn auch unter Beibehaltung des Leitinteresses am Wachstum). Diese aus Amerika kommende Diskussion ist aber einer der heute wirksamen Antriebe, den „Kapitalismus“ auch als Zentralbegriff der professionellen Sozial- und Wirtschaftsgeschichte neu zu entdecken¹⁰ – nicht statt des Industrialisierungsbegriffs, aber in Verknüpfung mit ihm.

4. Zum Glück wird die Bevölkerungsgeschichte mittlerweile sehr ernst genommen, an sich und auch als Erklärungsfaktor für eine Reihe wirtschafts- und sozialgeschichtlicher Phänomene. So besteht Einigkeit im Handbuch, den Pauperismus des Vormärz als Folge von Überbevölkerung bei noch nicht greifender Industrialisierung zu verstehen, nicht als Folge des aufsteigenden Industriekapitalismus. Diese Sichtweise leuchtet ein, wenn auch die Auswirkungen der in Westeuropa bereits durchbrechenden Industrialisierung auf den primär vorindustriellen deutschen Vormärz nicht übersehen werden dürfen und wieder stärker in den Blick kommen, wenn man – wie Sidney Pollard vorgeschlagen hat – die Industrialisierung (auch) als *einen* sich allmählich ausbreitenden europäischen Prozeß statt als Summe nationaler Industrialisierungsprozesse auffaßt. Doch klafft hier bei Abel, Köllmann, Conze, Borchardt und den meisten anderen ein Loch: Wie kam es zu dieser vorindustriellen Bevölkerungszunahme? Die schwierigen Antworten auf diese Frage werden das sich jetzt abzeichnende Bild sicher nicht umstürzen, aber vielleicht doch ein wenig modifizieren (auch was die Erklärung des Pauperismus angeht)¹¹.

5. Im Grundtenor des Handbuchs – mehr implizit als explizit – wird der epochale Vorgang der Industrialisierung als Fortschritt gesehen. Dessen langfristig sich durchsetzende Wachstums- und Wohlfahrtsfolgen werden betont. Die idyllische Romantisierung vorindustrieller Verhältnisse ist in der professionellen Wirtschafts- und Sozialgeschichte derzeit keine Gefahr. Die Geschichte der Industrialisierung wird nicht als Geschichte des Elends der Massen oder gar ihrer Verelendung geschrieben.¹² Der Rezensent hält dies für überzeugend. Gleichwohl bleibt zu fragen, ob die immanenten Spannungen, Krisen und Opfer des Industrialisierungsprozesses im Handbuch nicht allzu sehr an den Rand gedrängt worden sind¹³. Auch hier dürfte mittlerweile eine leichte Umakzentuierung der Sichtweise zu beobachten sein, die mit den Wandlungen des intellektuellen und emotionalen Klimas seit den wachstumsoptimistischeren 50er und 60er Jahren eng zusammenhängt. Industrialisierungsgeschichte als Wachstumsgeschichte ist ja nur eine Möglichkeit. Sie hat in den letzten Jahr-

10 Vgl. auch das Interesse an der „Proto-Industrialisierung“, d. h. vor allem: an den vorindustriellen Verlags- und Heimarbeitssystemen, in denen zwar kapitalistische Prinzipien im Verkauf, aber noch vorindustrielle, handwerkliche Formen in der Produktion herrschten. Siehe P. Kriedte u. a., *Industrialisierung vor der Industrialisierung, Gewerbliche Warenproduktion auf dem Land in der Formationsperiode des Kapitalismus*, Göttingen 1977. Diese neuere Debatte über Proto-Industrialisierung konnte vom Handbuch noch nicht berücksichtigt werden.

11 Auch dazu der in der letzten Anm. zitierte Band über Proto-Industrialisierung, bes. S. 309–20.

12 Nach erfolgreicher Revision älterer Sichtweisen, die den allgemeinen Niedergang des Handwerks in der Konkurrenz mit der „großen Industrie“ betont hatten, wird auch dessen Situation und Entwicklung jetzt viel positiver und differenzierter gesehen. Siehe die prägnante Zusammenfassung des Forschungsstandes durch W. Fischer, Bd. II, S. 557–62.

13 In diesem Zusammenhang steht, daß die Arbeiterbewegung allzu einseitig als Kraft verstanden wird, die auf Integration der Arbeiter in die bürgerliche („industrielle“) Gesellschaft zielte (Bd. II, S. 651 ff.); dies tat sie auch, aber gleichzeitig war sie auf Veränderung dieser Gesellschaft aus.

zehnten großes, wenn auch nicht ausschließliches Interesse gefunden¹⁴, und prägt viele wirtschafts- und sozialgeschichtliche Fragestellungen, auch in der Bundesrepublik, wie das Handbuch zeigt. Alternative erkenntnisleitende Interessen – z. B. das an Genese, Formen und Folgen sozialer Ungleichheit und Konflikte – könnten in Zukunft daneben wieder stärker hervortreten.

6. Wirtschaftsgeschichte und Sozialgeschichte sind, älteren Traditionen entsprechend, gemeinsam Gegenstand dieses Handbuchs, werden jedoch in der Kapiteleinteilung deutlich voneinander getrennt – nicht immer zu ihrem Vorteil. Auch dies war ein Trend der 50er, 60er und frühen 70er Jahre, der sich vielleicht (im Zusammenhang mit den unter 2., 3. und 5. genannten Faktoren) wieder allmählich ändert, wenn auch die wachsende Menge von Wirtschafts- und Sozialhistorikern, die zunehmende Spezialisierung und oft auch die Orientierung an Theorien, die ihrerseits Wirtschaft und Sozialstruktur nicht gemeinsam begreifen, weiterhin auf die Auflösung eines einheitlichen Faches Sozial- und Wirtschaftsgeschichte hinwirken dürften. Die Wirtschaftsgeschichte ist bei uns besser entwickelt als die Sozialgeschichte, auch diese Realität spiegelt das Handbuch, wenn auch vielleicht überscharf. Um mindestens gleichzuziehen, brauchen die Sozialhistoriker sicher mehr Material und bessere Kenntnisse, vor allem aber Fragestellungen, Begriffe und Theorien.

14 In der anglo-amerikanischen Wirtschaftsgeschichte stand dieses Wachstumsinteresse wohl eindeutiger im Vordergrund als in der Bundesrepublik. Vgl. R. H. Tilly, „Das Wachstumsparadigma und die europäische Industrialisierungsgeschichte“ (Rezension von: Fontana Economic History of Europe, hg. von C. Cipolla, Bd. 1–4, London 1972–74), in: Geschichte und Gesellschaft, Jg. 3 (1977), S. 93–108; siehe auch die Einleitung zu: The Cambridge Economic History of Europe, Bd. 7, T. 1, Cambridge 1978, S. 1–27 (u.d.T.: The Inputs for Growth).

Anschrift: Prof. Dr. Jürgen Kocka, Freiligrathstr. 15, 4800 Bielefeld.